

Sophie Haemmerli-Marti und Frank Wedekind : eine Begegnung

Autor(en): **Kieser, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **61 (1990)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sophie Haemmerli-Marti und Frank Wedekind – eine Begegnung

von Prof. Dr. Rolf Kieser, New York

Frank Wedekind hat, wie sein großes Vorbild Heinrich Heine, einen unablässigen Kampf gegen den «hohlen Götzen Feierlichkeit» geführt, ein Idol, dem besonders seine Lenzburger Lehrer im hohen Maße verpflichtet waren. Als er wegen chronischen Ungehorsams in der Schule vom Kadettenleutnant zum Soldaten degradiert wird, kommentiert er die öffentliche Blamage mit folgendem Gedicht, das sich in seinen Schulheften findet und den Titel «Meinem Säbel» trägt:

Herrlich einst in meiner Rechten
Blitztest du und warst mir teuer
Und fürs Vaterland zu fechten
Gingen wir vereint ins Feuer.

Aber, ach, so sollt's nicht bleiben
Denn der Neid begann zu brennen
Und in einem großen Schreiben
Wollte man, wir soll'n uns trennen.

Und ein andrer soll dich erben.
Erst durchbohre meine Brust!
Aber – nein – ich könnte sterben
Von dem großen Blutverlust.

Aber scheiden wolln wir nimmer
Wenn man dich auch von mir reißt
Folg den Räubern, aber immer
Bleiben wir vereint im Geist.

In den mondeshellen Nächten
Schleichst du zu mir in mein Schloß
Wieder nun zu meiner Rechten
Wiegst du dich und machst mich groß.

Unter jenen hohen Bäumen
Schauen wir aufs Städtchen nieder
Und aus seinen tiefen Träumen
Wecken wir's durch Galgenlieder.¹

Frank Wedekind hat Sophie Marti erstmals auf Schloß Lenzburg getroffen. In der glühenden Begeisterung für die Welt der Poesie, in der Wedekind als vielfach Überlegener sich auskennt und wo er mit spielerischer Sicherheit Eigenes schafft, fühlt man sich verbunden. Heiter ist die Kunst; Sophie Marti erfährt das bei ihren eigenen dichterischen Gehversuchen. Am Geburtstag ihrer Schulfreundin Erika Wedekind trägt sie ernsthaft vor versammeltem Schloßpublikum selbstgemachte Hexameter vor:

Göttlichen Gruß entbietet dem holden Amor Minerva,
Und zum freundlichen Dank, daß stets er bis heut sie verschonet
Mit dem vergifteten Pfeil, der Götter und Menschen verwundet,
Sendet zum heutigen Fest sie dieses kleine Geschenkchen.
Schone auf fürder, o Amor das Herz deiner streitbaren Freundin.
Sende dein tödlich Geschoß nicht hin zum göttlichen Busen
Denn ich muß streiten und fechten und bin nicht geschaffen zur Minne.²

Dabei überreicht sie ein Papiermesser als Geburtstagsgabe und begreift lange nicht, warum sich Frank die Seiten hält vor Lachen. Von nun an ist er ihr gewogen. Sie berichtet:

Unvergeßlich und für unser Verhältnis charakteristisch ist (!) mir besonders eine Wanderung und ein Gespräch geblieben.

Wir hatten oben auf dem Schloß, wie jeden Donnerstag, wieder einen jener einzigen Abende verlebt, voll Musik und Gesang und anregender Gespräche, wie sie Mutter Wedekind zu arrangieren wußte. Wie Feuerbälle hatte man sich die Einfälle zugeworfen, Erika, damals noch höhere Tochter und meine Klassen-genossin, hatte Schubertlieder gesungen und der junge Lyriker Karl Henckell seine zarten Liebeslieder an die «Schloßnachtigall» vorgetragen. Jetzt wanderten Franklin und ich stille geworden unter dem Februar-Sternenhimmel meiner Heimat zu. Plötzlich flammten auf der Höhe des Maiengrün Fastnachtsfeuer auf, Brunegg und die Gisulafloh antworteten mit leuchtenden Signalen und rings herum schienen mit den Höhenlichtern alle Geister der Vorzeit lebendig geworden. Wir gingen Hand in Hand und schauten in die Feuergarben . . .

«Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele», fragte plötzlich mein Begleiter.

«Wie an mein eigenes Leben!»

«Aber wie können Sie es erklären? Ich verzehre mich um diesen Gedanken wie jene Gluten, und kann ihn doch nicht fassen.»

«Erklären kann ich's nicht, nur fühlen. Sehen Sie doch die Sterne, wie sie funkeln! Wir wissen ja mit dem Verstand genau, was diese fernen Leuchtkugeln sind, und doch sind wir uns dessen nicht bewußt in den glücklichen Momenten, da wir ihren Einfluß spüren. Etwas uns Wesensverwandtes muß in diesen Welten sein, das uns anzieht – hinaufzieht. Und meine Rose hier: was macht ihren Zauber aus? Wir kennen das Geheimnis nicht, wir ahnen es kaum, wir empfinden es nur. Derselbe Geist lebt in den Sternen wie in den Psalmen, er muß ewig sein, weil er unaufhörlich Neues hervorbringt. Auch wir sind ein Teil von ihm, und auch wir sind ewig.»

«Geben Sie mir die Rose.»

Dann verstummten wir ganz und trennten uns vor unserem Garten mit kurzem Gruß.

Die nächste Morgenpost brachte ein Billet von meines Begleiters Hand, ein noch auf dem Rückweg entstandenes Sonett:

Wohl hegt des Menschen Herz ein heiß Verlangen
Nach einem Glück, das die Vernunft nicht kennt,
Nach einer Freude, die kein Name nennt,
Nach einem Stern, der noch nicht aufgegangen.

Und ob auch längst schon die Propheten sangen,
Daß einst der Tod nur Leib und Seele trennt,
Der Zweifel, der in meinem Innern brennt,
Wird noch verstärkt durch sehnsuchtsschweres Bangen.

Die einz'ge Bürgschaft für ein ew'ges Leben
Liegt in der Harmonie, im wahrhaft Schönen,
Im Wort, in Formen, Farben und in Tönen.

Weißt du, ob nicht die hohe Gottheit eben
Darin sich in die Schöpfung ließ verweben,
In der Unsterblichkeit der neuen Camoënen?³

Die Legendenstifterin Sophie Marti, die hier ihre eigene Vorstellung von den schönen Künsten mit derjenigen Frank Wedekinds verwebt, ist eine echte Naive. Sie glaubt fest, daß ihre Worte den Dichter zu seinem Sonett begeistert haben. So stellt sie sich den Akt des Dichtens vor: ein Spaziergang unter den Sternen, ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele, eine Rose als schlüssige Theodizee, und schon geht des Dichters Geist mit einem Sonett trächtig. Die Szene hat sie schon irgendwo gelesen, in der *Gartenlaube* vielleicht. So etwa, hört man, sei es in Goethes Leben vorgegangen. Die Frauen, man weiß es, sind die zierlichen Schlüssel zu dessen Dichtung und damit die unabdingbaren Ingredienzien seiner dichterischen Existenz. So eine Rolle möchte sie selbst spielen, da sie sagen darf, sie sei dabei gewesen. In ihrem Eifer, die Szene und ihre eigenen unsterblichen Worte wahrheitsgetreu und bedeutungsvoll zu überliefern, übersieht sie, gläubig und erinnerungstrunken, die Möglichkeit, daß Frank Wedekind an anderem interessiert sein könnte. Er kümmert sich nicht um ihren blumigen Gottesbeweis. Er will die Rose.

Der getragene Ton des Dialogs fällt sofort auf: So spricht man nicht in Lenzburg, wenn man unter sich ist. Was sollen die feierlich-gestelzten Formulierungen, das in diesem Zusammenhang präziöse «Sie»? Die Antwort ist, daß Frank Wedekind auf dieser verbalen Förmlichkeit als Rollenspiel auch unter Freunden bestanden hat. Sie ist Ausdruck seiner bewußten Distanzierung, seiner Unnahbarkeit, die zu seiner Maske gehört und

damit zum Freiraum seiner künstlerischen Produktion. Auch die Schauspielerin Tilla Durieux weist in ihren Erinnerungen nachdrücklich auf Wedekinds «großartige Förmlichkeit» hin. Sie sieht das so: «Dieser unverbesserliche Phantast und tragische Vagabund erstrebte heimlich, ein «Spießer» zu sein und in den Kreis der «Spießer» aufgenommen zu werden.»⁴ Das ist eine Deutung von Wedekinds Betragen, die an Thomas Manns berühmte Romanfigur Tonio Kröger anklingt, an dessen *Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen*: «Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.»⁵

Sophie Marti wird zur berufensten und wichtigsten Berichterstatteerin von Benjamin Franklin Wedekinds Jugend, so wie sie sich aus der Optik der Lenzburger Zeitgenossen darbietet. Er hat ihr nicht nur ein Gedicht gewidmet, sondern auch mit ihr korrespondiert.

Ein einziger Brief an sie, der mit diesem Sonett verbunden ist, hat 1900 den Brand ihres Hauses überstanden, weil er in einem Buch gelegen hat und ihre Bibliothek unversehrt geblieben ist.⁶ In ihm schreibt der Vierundzwanzigjährige von Zürich aus, wo er sich als Student mit seinem Freund Karl Henckell aufhält, an die ihn schwärmerisch bewundernde Freundin:

Zürich, 23. 1. 88

Sehr geehrtes Fräulein

Wenn es Gottes Wille ist, so mag noch ein halbes Jahrhundert an mir vorübergleiten, ich glaube von den Eindrücken vom vergangenen Samstag, wird es keinen Zug in meinem Gedächtnis auszulöschen vermögen. Sie, ein Engel des Himmels und eine irdische Gebieterin in einem der Welt abgelegenen Menschenkreis, Sie, getragen von der Liebe, der Verehrung Aller, die Sie eines Blickes, eines Wortes würdigen, Sie, die begeisterte Kämpferin für Licht, für Freiheit, für alles Schöne, das in Ihrem Innern glüht – Sie stehen vor meiner Seele, eine leuchtende Gestalt, zu der das Auge sich nicht zu erheben wagt. In den Staub vor Ihnen niedersinken und anbeten – anbeten –, das wäre ein annähernd richtiger Ausdruck meiner Empfindungen – wenn Sie nicht selber . . ., jetzt möchte ich Sie lachen sehen.

Verzeihen Sie den Erguß! Ich weiß schon, Sie werden an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und zwar deshalb, weil ich ihn in Worte zu kleiden vermochte. Es ist wahr, so etwas läßt sich nicht wiedergeben.

Ich schreibe Ihnen in erster Linie, um Ihnen noch einmal unseren beiderseitigen Dank auszusprechen für die fröhlichsten Stunden, die wir im Bereich Ihres Seins und Wirkens verlebten. Und dabei umfängt mich wiederum der heilige Schauer jener Welt voll stiller Herrlichkeit, voll unbefangener Fröhlichkeit, voll Menschenwürde und unerklärlicher Schönheit. Ich spreche in unserer Beider Namen. Ich weiß, daß Karl meine Gefühle vollkommen theilt. Er spricht wenig;

das ist nun so seine Art. Aber er fühlt um so mehr und deswegen möchte ich ihn erdrosseln und möchte die Sterne aus ihren ewigen Bahnen am Firmament reißen, möchte einen leuchtenden Kranz daraus flechten, Ihnen damit die Stirne zu krönen, Sie blutjunge, glückbringende und glückathmende Triumphatrice auf dem Kriegszuge durchs Leben.

Verzeihung! Verzeihung! Denken Sie sich, Sie hörten ein Kind, einen Ihrer Schüler; denken Sie, es sei der Heiri, der so zu Ihnen redete – meine Worte werden eher Gnade finden. Wie beneide ich den Heiri um seinen Platz auf der Schulbank. Ich kann mich kaum der Vermuthung erwehren, daß auch ich unter solchen Verhältnissen ein etwas weniger trauriger Schüler gewesen wäre. Sie werden mir kaum ableugnen wollen, daß unendlich viel auf die Lehrkräfte ankommt. Und die meinigen waren leider so ganz anders!

Und nun grüßen Sie Alles von uns. Grüßen Sie Ihr poesievolles Stübchen mit den lieben kleinen Bogenfenstern; grüßen Sie die reiche Bibliothek und die trauliche Theemaschine, den alten Großvater, Ihre Frau Wirtin, kurz die ganze freundliche Mühle mit sammt dem Thurm und der steinernen Wendeltreppe! Grüßen Sie ferner die liebenswürdige Frau Säckingen und vergessen Sie den Heiri nicht. Sie selber aber müssen recht bald nach Zürich kommen. Benachrichtigen Sie mich vorher davon. Und nun seien auch Sie, noch einmal mit herzlichem Dank, von den beiden fahrenden Schülern aufs Aufrichtigste begrüßt.

Ihr ganz ergebenster
Fr. Wedekind
Schönbühlstraße 13
Hottingen
Zürich

Rollenspiel wiederum und mit welch weitausholendem Aufwand! Die Anspielung auf Sophie Martis heroische Hexameter ist deutlich; deren Ton wird von Frank Wedekind aufgenommen und spielerisch weitergeführt. Das «gnädige Fräulein» und die formelle Anrede scheinen so wenig zum Anlaß des Schreibens zu passen: ein Dankwort soll es sein für ein paar fröhlich verlebte Stunden zu dritt, Wedekind, Henckell und die junge Lehrerin Sophie. Was sollen der emphatische Überschwang, die überrissene Pose?

Der geneigte Leser merkt etwas: dieser Ton ist spätestens seit den *Leiden des jungen Werthers* literarische Maquette. Er steht stellvertretend für eine Art von dichterischer Inbrunst, die den Zustand intensiver Ergriffenheit stichwortartig abdeckt. Ein Zitat also, nicht von der sprachlichen Formulierung her, sondern von der Einstimmung. An der großen Orgel Literatur wird das Register «Empfindsamkeit» gezogen und der Akkord säuselt, wie gehabt. Die Parodie ist so angelegt, daß sie die Briefempfängerin einschließt, aber dergestalt, daß sie sich selber in der zugewiesenen Rolle genießen und gleichzeitig darüber lachen kann, als Werthers «Lotte», als Pestalozzis «Gertrud», die ihre Kinder lehrt, als

anacreontische Idealpädagogin, eine sternenkranzte Lichtgestalt ohne die geringste Erdschwere. Das ist ein Albumblatt, aber ein neues, kein abgeschriebenes. Leider hat uns Sophie Marti nicht überliefert, in welchem Buch sie es aufbewahrte.

Man darf ihr zutrauen, daß sie den Verfasser durchschaut. Aus dem flinken Epistel könnte man auch bitterbösen Spott herauslesen, Hohn auf ihre kleinen Verhältnisse, «das poesievolle Stübchen, die reiche Bibliothek, die trauliche Theemaschine, die freundliche Mühle» und den wackeren Heiri.⁷ Doch einmal mehr: wozu dann der ganze Aufwand? Will Wedekind schneidend sein, so hat er andere Töne zur Verfügung, solche etwa, die den deutschen Kaiser in seiner Majestät beleidigen und die Justizmaschine des Reiches in Bewegung setzen. Was soll er seine Rohre gegen die kleine Lehrerin richten? Nein, hier wird getändelt, nicht auf Spatzen geschossen. Sein Schreibstil setzt Einverständnis voraus, ein Augurenlächeln, das sich auf die «Philister» bezieht von der Warte der Eingeweihten, Kunstbeflissenen, zu denen er sich selbst, gutmütig aber auch die Freundin zählt.

Die frischgebackene Lehrerin Sophie Marti antwortet Frank Wedekind mit folgendem Brief:

Sophie Marti

entbietet den beiden Musenjünglingen

Herrn Franklin Wedekind u.

Herrn Karl Henckell,

vor deren Geistes Leuchte und göttlichem Beruf sie sich in Demuth neiget,

Gruß und Heil!

Zugleich wagt sie es, voll Ehrfurcht und Vertrauen ihre Augen aufzuheben und zwei inhaltsreiche Fragen, die ihrer Seele Tiefen entsteigen, zur gnädigen Beantwortung vorzulegen:

I. Ist es wirklich nöthig, die göttliche Gabe der Poesie immer und überall anzuwenden, auch da, wo sie unter Umständen sogar gefährlich werden könnte? Um deutlicher zu sein, sollte man sich nicht ein bißchen in Acht nehmen, z. B. in Briefen seine Phantasie und sein schriftstellerisches Talent zu sehr walten zu lassen? Es kann sonst etwa mal Zeug herauskommen, das niemand auf der lieben Welt glaubt, am allerwenigsten der Verfasser selber – ist's nicht so, Herr Franklin?

II. Wie wär's, wenn die beiden Götterjünglinge einmal herunterstiegen von Olympos Höhen, sich zum heiteren Genuß ins bunte Gewühl der Sterblichen zu mischen? Es bietet sich gerade dazu prächtige Gelegenheit, die Sie sicher nicht unbenutzt dürfen vorbeigehen lassen! Bitte lachen Sie mich nicht aus, aber ich kann doch wahrhaftig nichts dafür, daß es mich sehr freuen würde, Sie Beide nächsten Donnerstag am Badener Kurhaus-Maskenball zu treffen! Er beginnt um 8 Uhr, und soll sehr schön und sehr amüsan sein! Sie dürfen aber ja nicht zu spät kommen, denn um halb 9 Uhr wird ein feiner Fischertanz aufgeführt – ich

freue mich ganz schrecklich – nicht sowohl, weil ich dann allen Leuten die Wahrheit sagen darf, als weil mir's dann niemand übel nimmt, was mir leider nur zu oft passiert. Und dann ist's ja auch ein herrliches Gefühl, einmal so von ganzem Herzen närrisch sein zu dürfen, während doch jeder heimlich bei sich selber über seinen immensen Witz staunt. Aber bitte, kommen Sie, es wäre zu nett; herausfinden werd ich Sie schon und amüsieren werden Sie sich sicher auch.

Ich verspare also alle anderen Mittheilungen auf den Donnerstag, nur etwas muß ich Ihnen noch schnell sagen, das Sie sicher interessiert: Meine alte Theemaschine ist nämlich in letzter Zeit mächtig stolz geworden und weigert sich des Entschiedensten, gewöhnlichen Menschenkindern ihre Dienste zu leisten, seit sie, wie sie behauptet, einen Begriff von «Etwas Höherem» bekommen. Vergebens stelle ich ihr vor, daß es uns Menschen nicht anders ergeht, und wir uns drein fügen müßten, trotzdem wir viel mehr sind als eine Theemaschine. – Vergebens, sie bleibt dabei, und so muß ich ihr wohl den Willen lassen.

Großvater und ich werden mit jedem Tag bessere Freunde; er erzählt mir viel aus seiner Jugendzeit, und fragt dann oft ganz plötzlich, ob ich ihm nicht sagen könne, wie der Erfinder des Blitzableiters geheißen habe? Sie sehen, auch hier sind Sie in gutem Andenken geblieben – Ihre Grüße machten große Freude und werden herzlich erwidert.

Und nun leben Sie wohl und lassen Sie sich Donnerstag nicht vergebens suchen. – Doch was ist das? Leises Flüstern und Raunen von meiner Bibliothek her, – versteh ich's recht, so sind es beste Empfehlungen und Grüße von d. Herren Goethe, Schiller, Lessing und Wieland an ihre werthen Collegen in Zürich! Apropos, wie Sie sehen, hab' ich Ihnen das fidele Postreiselied hier zum Andenken aufgeschrieben,⁸ und hoffe, daß es Ihnen recht zu Gemüthe steigt!

Auf fröhliches Wiedersehen dann im göttlichen Reiche der Narrheit, und nochmals besten Gruß!

Oetlikon, 5. II. 1888.

S. M.⁹

Das Mädchen Sophie Marti, aus der später die Aargauer Heimatdichterin Sophie Haemmerli-Marti (1868–1942) geworden ist, erlebt Frank Wedekind als aufregendstes Geschehnis ihrer Jugend, als Naturereignis, als meteorhaften Einbruch in ihre heile Welt. Durch ihre schriftstellerischen Arbeiten wird sie zur Stifterin der lokalen Wedekindlegende und zur Stamm-Mutter der Wedekind-Anekdoten. Sie ist, in Personalunion, die Verkörperung der ordentlichen Gemeinschaft der Lenzburger Kleinstadt, aber auch, durch ihre Begegnung mit Frank Wedekind und ihre eigenen literarischen Bemühungen, Vermittlerin einer Ahnung von dichterischen Bereichen, zu denen sie selber keinen Zugang haben wird und auch nicht zu haben wünscht. Nicht in der handwerklichen Handhabung der Sprache ist sie ihm unterlegen, wohl aber in der Schaffung dichterischen Neulands. Von ihr aus gesehen hat Dichtkunst nicht nur mit Talent zu tun, sondern mit der bewußten Wahl der Mittel, mit denen Sophie Marti diejenigen Elemente sprachlich einkreist, die sie für ihre

Wirklichkeit verbindlich erachtet. Dazu gehören Metaphern, die sich mit den satten Bildern ihrer Umgebung assoziieren, Vokabeln aus dem Urschoß ihrer Muttersprache, letztlich unübersetzbar, exklusiv, unzweideutig. Alle Erscheinungsformen der Natur sind für ihren gläubigen Verstand heilsgeschichtlich begründet und damit selbstverständlich. Eine Rose ist für sie eine Rose, *tertium non datur*. Ihre Tochter und Biographin, Anna Kelterborn-Haemmerli, hat ihren geistigen Horizont so umschrieben: «Es kam hier ein tiefliegender Zusammenhang zwischen dem Wesen der Mundart, der Welt des Kindes und der Eigenart der Dichterin zum Ausdruck: allen dreien ist der abstrakte Gedanke ursprünglich fremd.»¹⁰ Am Kriterium des Spiels, das ihr Dichtertum mit demjenigen Wedekinds verbindet, läßt sich zugleich der schroffe Gegensatz zwischen ihrer Geisteshaltung und derjenigen des Freundes ablesen: Sophie Martis mundartliche Poesien stehen allesamt im Dienste einer metaphysischen Botschaft, die die Permanenz einer bestehenden Konstellation von Menschen, Landschaft und Glaubensinhalt zum höchsten Desiderat erklärt. Für eine junge Frau ihrer Generation ist sie bemerkenswert gebildet. Sie stammt aus einem Elternhaus mit einer Lesekultur und einer substantiellen Bibliothek. Ihre Freundschaft mit Frank Wedekind aber vermittelt ihr den Zugang zu dessen neuesten literarischen Entdeckungen:

Keine Luxusausgabe konnte mir später die schlichten roten Reklambände (!) ersetzen, in denen, stets mit einer hübschen Widmung von Franklins Hand versehen, Epiktet, Ibsen, Turgenjeff (!), Schopenhauer, Tolstoi, Petöfi den Weg in mein stilles Dorf fanden. Meines Vaters Bibliothek enthielt neben den deutschen und französischen Klassikern, der Bibel, dem Homer von Voß und den Geßneridyllen noch den heimischen Gotthelf und die handlichen Bändchen Heinrich Zschokkes – jetzt wurden Nächte durchwacht über «Nora», «Anna Karenina», der «Auferstehung» und den aufwühlenden Problemen von «Väter und Söhne». Für den im schöngeistigen Milieu seines Schlosses aufgewachsenen Sproß eines alten Geschlechts, der sich in endlosen Gesprächen mit der, seine Familie oft besuchenden Freundin Eduards von Hartmanns, Frau Sophie (recte: Olga) Plümacher, an die schwierigsten Probleme wagte, mußte es einen besonderen Reiz haben, in unser einfaches Bauernhaus zu treten und sich meiner «Erziehung» anzunehmen. Alle Zweifel, Glaubens- und Weltanschauungsqualen durfte ich vorbringen und war sicher, immer Teilnahme und Trost zu finden.

Denn wir standen in jenen Jahren in ganz eigenen, selten zarten seelischen Beziehungen zu einander. Etwas Scheues, Unausgesprochenes ließ unser Gefühl eine gewisse sichere Grenze nie übertreten und vielleicht gerade deshalb blieb ihm stets etwas unvergänglich Schönes erhalten, so daß jedes zufällige Wiedersehen nach jahrelanger Unterbrechung eine herzliche Freude war und irgend ein gemeinsames Jugenderlebnis einen Augenblick aufleuchten ließ.¹¹

Für die Berichterstatteerin Sophie Marti ist das Bildungserlebnis, das ihr durch Frank Wedekinds Vermittlung widerfährt, besonders wichtig. Während sie durch seine Vermittlung die gleichen literarischen Entdeckungen

macht, zieht sie indessen für ihr Weltbild völlig andere Schlüsse als der Freund. Die neue große Weltliteratur, Ibsen, Tolstoi, Turgenjew, sind für sie nurmehr neue Stoffe und «aufwühlende Probleme». Indem sie ihnen Exotik bescheinigt, integriert sie sie in ihre eigenen poetischen Vorstellungen ohne Sensorium für das radikal Neue, das sie ankündigen. Sie will bei ihrem eigenen Spiel verbleiben. Nichts soll ihre Kreise stören. Wedekind will vermitteln. Sein Anliegen betrifft die Veränderung des menschlichen Bewußtseins. Seine Methode ist sokratisch; sein Rohstoff ist das Wesen des Menschen. Sophie Marti nennt ihn einen «Rattenfänger», in Analogie zur Legende von Hameln, einer Kleinstadt (so darf man vermuten) von ähnlicher Beschaffenheit wie Lenzburg. Siebzehn Jahre lang ist Lenzburg verzaubert, lauscht das Städtchen seinen Flötentönen, tanzen die Jungen und die jung Gebliebenen nach seiner Pfeife. Frank Wedekind hat Lenzburg bewegt, beschworen, besprochen. Er erlebt den Triumph des Wortes und dessen Limitationen, die elementare Spielfreude der Menschen und deren Angst vor den Konsequenzen der eigenen Erkenntnis. Das Modell Lenzburg ist eine seiner wichtigsten Lebensschulen, weil sich dieses übersehbare Menschenreservoir von damals rund 2000 Seelen be- reden läßt und gleichwohl Widerstand leistet, jenen Widerstand, dessen es bedarf, um die Dimension zu ertasten, zu der er sich allein begeben wird in der Vision seines Dichtertums.

Sophie Marti ist die Sprecherin für die ganze Gemeinschaft, in der Frank Wedekind heranwächst, die er mit seinen Kinderspielen durcheinanderwirbelt wie der Riese im Märchen und der er schließlich entwächst, ohne jedoch seine Ursprünge je zu verkennen. Was dann freilich «draußen» geschieht, das kann die Lehrerin Marti sich und ihren Lenzburgern nur in moralischen Kategorien deuten, die, in Anlehnung an religiöse Traditionen, die Lenzburger Jugend zum Paradies schlechthin erklären, das dem gefallenem Engel Frank Wedekind fortan verschlossen bleiben wird.

Anmerkungen

¹ In Lenzburg. Unveröffentlicht.

² Sophie Haemmerli-Marti, *Feuilleton*. Unveröffentlichte Notizen, Lenzburg.

³ Sophie Haemmerli-Marti, *Frank Wedekind, ein Jugenderlebnis*. Manuskript, Handschrift, 28 Seiten, unveröffentlicht, in Lenzburg. Das Gedicht findet sich auch in der Gedichtsammlung mit den Jahreszahlen 1883–84 im Staatsarchiv Aarau. Wedekind überschreibt es dort mit hebräischen Buchstaben (die er zur Tarnung von Namen oft verwendete) «Sophie Marti». Darunter steht das Datum «Oktober 84». Sophie Haemmerli-Marti hat in ihren Notizen das Gedicht verändert (indem sie z. B. «Natur» anstatt «Vernunft» schreibt). Ich gebe hier die Originalfassung wieder.

⁴ Tilla Durieux, *Meine ersten neunzig Jahre. Erinnerungen*. Reinbek (Rowohlt) 1976, S. 75.

⁵ Thomas Mann, *Gesammelte Werke* VII, S. 338.

- ⁶ Nach einer handschriftlichen Notiz von Sophie Haemmerli-Marti im unveröffentlichten Nachlaß zu Lenzburg.
- ⁷ Sophie Haemmerli-Martis Tochter Anna Kelterborn-Haemmerli berichtet in den *Lenzburger Neujaarsblätter* (Jg. 1951 S. 53) über Wedekinds und Henckells Besuch bei der Lehrerin Marti in Oetlikon.
- ⁸ Dem Brief beigelegt ist ein «Altes Lied (bekannte Melodie!)» aus «Urgroßvaters Gedächtniskasten».
- ⁹ In München. Stadtbibliothek.
- ¹⁰ Anna Kelterborn-Haemmerli, *Sophie Haemmerli-Marti*, Bern (Haupt) 1958, S. 20.
- ¹¹ Sophie Haemmerli-Marti, «Feuilleton». Unveröffentlichte Notizen im Museum Burg-
halde Lenzburg.